



# Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Nr. 32/184

Anzeigenpreis: Die einspaltige Zeile 20 Pf., die Reklamezeile 50 Pf.

Attensteig, Sonntag 10. August

Bezugspreis im Monat 50 Pfennig Die Einzelnummer . . . 15 Pfennig

1930

## Sonntagsgedanken

### Die Zauberhaftigkeit des Wortes

Die weinigen Menschen sind sich bewußt, daß sie im Besitz einer Waffe sind, die heimliche Wirkungen hervorrufen kann: das Wort. Würden sie es. Sie würden erschrecken und sehr viel vorsichtiger sein. Aber freilich, wie harmlos sieht doch das Wort aus! Geschwind fällt es und schon ist es verweht. Es ist das Alltägliche und Gewohnteste, was der Tag bringt. Und meist vermittelt es nur nichtige Kleinigkeiten und banale Bemerkungen.

Und doch: dieses Wort, sanft flach dahinflüsternd, kann sich aufsteilen zu furchtbaren Gefährlichkeiten oder wunderbarer Segenskraft. Es kann morden und heilen. Es ist die unsichtbare Wunderbrücke, auf der sich Seele zu Seele schwingt, auf der Liebe und Haß, Güte und Härte, Friede und Zerrissenheit, Mut und Zweifel und tausend andere Regungen des Geistes ihre geheimnisvolle Wanderung vom Ich zum Du antreten. Es verbindet die Einsamkeit der Menschen und macht sie zu Gefährten, die einander zum Schicksal werden können.

Das ist das Wort und die Kraft des Wortes. Jedem Menschen ist sie gegeben, daß er sie recht verwalte. In seiner Hand kann sie zum Segen oder zum Fluch werden. Das legt ihm eine heilige Verpflichtung auf. Unsere deutsche Sprache kennzeichnet eine tiefinnige Fortbildung von „Wort“: die „Verantwortung“. Das bedeutet, sich in seinem Reden immer von der Rückficht auf die Antwort und das Echo leiten zu lassen, das es beim andern findet. Das bedeutet, immer die möglichen Wirkungen auf den andern in Betracht zu ziehen. Ein verantwortungsloses Wort kann zum Verbrechen an der Seele des andern werden. Es kann ihn verführen und vergiften, kann Heiliges in ihm zerrütten und Unreines zum Leben erwecken. Das Wort ist ja nie etwas Isoliertes und in den leeren Raum Hinausgesprochenes, sondern es fällt unter lebendige Menschen und zwingt sich auf wieselschen Bräuten und Schleimwegen in die Seele des andern. Darum meide, wenn es fessellos dahinströmt, von keiner Verantwortung gehändigt! Es hat seinen tiefen Grund, wenn Christus darüber spricht: „Ich sage Euch aber, daß die Menschen Redenshaft geben müssen am jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben.“

### Reden und Schweigen

Klug reden ist oft schwer

Klug schweigen noch viel mehr.

Wartburg-Spruch

Heinrich VI.

**Karl der Große**  
ROMAN VON WOLFGANG MARKEN  
VERNEBER-RECHTSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDEN SA.

„Herr Bolle!“ sagte er leise.  
Der alte Herr sah zu ihm empor, lächelte dann bitter und sagte: „Sind Sie mit Ihrem Vater auch mal so umgesprungen, lieber Grobe?“  
Karl schüttelte den Kopf.  
„Ich glaube, darüber wird sich mein Vater nie zu beklagen gehabt haben. Kopf hoch, Herr Bolle! Seht liegt es an Ihnen. Ich will Sie um Gottes willen nicht verheizen, aber Sie müssen Rückgrat zeigen. Ich habe den Eindruck, daß in Ihren Kindern trotz allem kein schlechter Kern steckt. Sie müssen das Gute in ihnen wieder wecken, und das können Sie nur, wenn Sie Ihre Kinder und Ihre Schwiegerkinder zwingen, daß sie sich auf eigene Füße stellen und daß sie lernen, eine Familie zu ernähren. Das hätten Sie schon früher tun müssen.“  
Bolle überhörte diesen Vorwurf nicht.  
Das ist es eben. Ich bin im Grunde genommen schuld, daß es soweit gekommen ist. Aber Sie haben recht. Es muß nun anders werden.“  
Dabei leuchtete sein Gesicht wieder froh auf.  
Dann sah er auf seine jüngste Tochter, die betreten am Geldschrank stand.  
Bolle lachte verschmüht. „Du . . . Grete! Wolltest du auch Geld von mir?“  
Das Mädchen wurde vertieft. Sie drückte aber als sie die Augen Karls auf sich gerichtet sah, sagte sie herzhaf: „Ja, ich . . . ich wollte . . . dreihundert Mark haben. Aber nur, wenn du sie mir gern gibst und . . . wenn du willst.“  
Bolle sah seine Jüngste bewegt an.

„Komm mal her, Mädel!“ sagte er weich.  
Sie folgte der Aufforderung und trat heran.  
„Grete,“ sagte Bolle, „hier sind dreihundert Mark. Ich geb dir sie gerne. Es ist ja nicht um das Geld, um das sich handelt. Ich geb dir's so gerne. Daß ich das viele Geld weggegeben habe, das ist's nicht, was mich beklümmert. Ne, nee, was ganz anderes: daß ihr das immer so selbstverständlich angesehen habt, daß ich zum Arbeiten und ihr zum Geldausgeben da seid, das hat mich gewirmt. Und . . . daß das Geld euch alle mir entfremdet hat. Was habt ihr damit angefangen? Hat es euch wirklich Nutzen gebracht? Ne, nicht in die Tüte. Nur schlechter ist alles geworden. Siehste, Grete, ich hab nicht dagegen, daß du dich gut anziehst, das kannst und sollst, aber ich möcht dich 'n bißchen drüber freuen können. Un das kann ich nicht, wenn du immer in dein' neumodischen Putz und so angezogen kommst. Da hab ich immer in dein' Gesicht gesucht, wo du der kleinen Grete, die mal als Kind mein Resthäkchen war, ähnlich siehst. Un . . . ich hab's nicht gefunden. Siehste, Grete, ich möcht so gerne wissen, warum ich mich eigentlich so geplatzt habe. Aber . . . das wirfte vielleicht gar nicht verstehen.“

Das Mädchen stand mit gesenktem Haupt.  
Sie fühlte mit einem Male so viel Schuld in sich, daß sie nicht wußte, was sie sagen sollte.  
„Vater,“ sagte sie dann leise und herzlich, „ich . . . ich . . . meins nicht schlecht. Und . . . und ich will dran denken an das, was du mir heute gesagt hast. Und . . . und wenn du willst, dann schränk' ich mich auch ein.“  
Bolle freute sich über das ganze Gesicht.  
„Grete, das sollstie gar nicht! Hast ja keine Passionen wie der Mansfred, hast ja keine Spielgaulden und andere Schulden. Gut anziehen sollstie dich. So schlimm will ich es ja gar nicht. Und,“ das sagte er ganz leise, „wenn du deinen Baron haben willst und er will dich, dann habste meinen Segen. Aber Mädel, du bist meine Tochter, halt die Augen auf. Die Eveline und die Dina, die sind von ihren Männern geheiratet worden, weil ich der reiche Bolle bin. Paß auf, Mädel. Ich möcht ja nur, daß du glücklich wirst. So 'ne Ehe, die dauert ja ein ganzes Leben lang.“  
Grete sah ihn ernst an.  
„Ich dank dir, Vater. Ich will auf deine Worte achten.“  
Und plötzlich umschlang sie ihn und gab ihm einen herzhaften Kuß.

Wie der Wind war sie dann draußen.  
Bolle sah einen Augenblick ganz still, dann drehte er langsam den Kopf seinem Betriebsleiter zu.  
„Ich hoff' n bißchen, Herr Grobe. Ich denk, die Grete wird sich machen. Was mein' Sie, Herr Grobe?“  
„Ich denk's gleich Ihnen, Herr Bolle.“  
„Und dann,“ lächelte Bolle verschmüht, „dann . . . hoff' ich noch 'n klein wenig mehr. Un dabei sind Sie mittenmang.“  
Karl schüttelte den Kopf.  
„Herr Bolle, mit dem Schwiegerlohn . . . da siehst's faul aus.“  
„Wir warten's ab, Herr Grobe, was? Und was ich Ihnen noch sagen wollte: wir haben Ihr Gehalt noch nicht festgesetzt. Ich biete Ihnen tausend Mark im Monat und freie Station. Einverstanden, Herr Grobe?“  
„Alles in Ordnung, Herr Bolle. Ich wäre aber auch mit weniger einverstanden gewesen.“  
„Weniger? Ne, nee, Herr Grobe. Der Bolle ist kein schlechter Kaufmann. Sie verdienen's.“

Die Firma Bolle war von der Verpflichtung, im Schlachthof zu schlachten, befreit. Sie besah selber ihren eigenen kleinen Betriebschlachthof.  
Der Schlachtereier stand der Meister Schellenberg vor, ein tüchtiger Fleischer, der an die fünfzehn Jahre schon im Betrieb war.  
Bolle arbeitete mit mehreren Viehhändlern. Den weitaus größten Teil des Schlachtviehes aber lieferte der Viehgroßhändler Wagner, der wöchentlich bis zu dreihundert Schweine schickte.  
Das Verwiegen der Schweine wurde von dem alten Eckardt vorgenommen.  
Am Tage nach der Auseinandersetzung mit den Mitgliedern der Bolleschen Familie stand Karl unten bei der Wage und sah zu, wie der alte Eckardt eine neue Ladung Schweine von Wagner oertvog.  
Er stand so, daß ihn Wagner nicht sehen konnte.  
Mit einem Bleistift notierte er sich, unbemerkt von dem Wiegemeister, die Gewichte der neunundachtzig Schweine, die anesafahren wurden.

Als das letzte über die Wage war, trat Karl vor. Der alte Wiegemeister erschraf, als er ihn so plötzlich kommen sah. Aber Karl grüßte freundlich und sagte jovial: „Na, da haben wir ja neues Futter für morgen. Der Wagner hat gute Ware. Sind stramme Kerle darunter. Lassen Sie einmal sehen, Meister Eckardt, wie die Gewichte sind.“  
Der alte Eckardt trat zur Seite und Karl nahm die Waage vom Pult.  
Und mit einem Blick hatte er den Betrug erkannt.  
Die notierten Gewichte waren durchschnittlich fünf bis zehn Prozent höher als die Wage angezeigt hatte.  
Karl verzog keine Miene.  
Er nahm die Waage in die Hand und sagte zu Eckardt, ernst aber nicht unfreundlich:  
„Kommen Sie einmal mit, Herr Eckardt!“  
Der alte Wiegemeister erschraf und folgte ihm scheu in sein primitives Kontor.  
„Sehen Sie sich, Herr Eckardt.“  
Der alte Mann folgte dieser Aufforderung.  
Er sah Große ängstlich an, denn er hatte kein gutes Gewissen.

Herr Eckardt, wie alt sind Sie?“  
„69 Jahre, Herr Große.“  
„Wie sind Ihre Augen, und sind Sie sonst gesund?“  
„Ich danke, Herr Große. Meine Augen sind gut, und sonst geht es.“  
Große nickte und sagte dann ernst: „Wollen Sie mit Ihren 69 Jahren zur Schande Ihrer Angehörigen noch die Bekanntheit des Gefängnisses machen, Herr Eckardt?“  
Der alte Wiegemeister wurde blaß und ätterte.  
„Herr Große . . .“ stotterte er dann. „Ich . . . ich.“  
„Sie betrügen! Sie notieren die Gewichte fünf bis zehn Prozent höher. Wollen Sie leugnen?“  
Der Kopf des alten Mannes sank nieder.  
„Warum tun Sie das?“  
„Ich . . . ich bin unschuldig! Ich . . . muß es tun!“  
Große wartete einen Augenblick, Herr Eckardt, Sie machen nicht den Eindruck eines Lumpen. Und Sie könnten gut mein Vater sein. Ich will Sie schonen, aber ich will klar sehen. Rückhaltlose Offenheit verlange ich.“

Der alte Wiegemeister kämpfte mit sich.  
„Ich . . . ich sollte entlassen werden. Der . . . Herr Steinicke, der Prokurist, sagte es mir. Und dann verlangte er als Gefälligkeit . . . ja, so sagte er, daß ich die Gewichte höher angebe. Er . . . wollte auch nicht die Firma betrügen.“  
„Sondern . . .?“  
„Sondern . . . er wollte nur die Gewichte höher haben. Es sähe dann aus, als kaufe er besonders billig ein. Er wolle das dem Chef gegenüber benutzen, um . . . um ein höheres Gehalt herauszuschlagen. So hat er mir gesagt.“  
Karl lachte auf.  
„Und das haben Sie geglaubt?“  
„Ich hab's gedacht, es ist ja.“  
„Welche Vorteile haben Sie davon, Herr Eckardt? Ich verlange Offenheit.“  
„Keine, Herr Große! Wahr und wahrhaftig nicht. Nur, der Herr Steinicke hat mir den Lohn erhöht. Das konnte er tun. Sonst nichts.“  
„Was zahlt Ihnen der Viehhändler, Herr Eckardt?“  
„Nichts, Herr Große. Wahr und wahrhaftig nichts. Ich beschwör's Ihnen. Ich habe nichts dafür bekommen. Und ich habe gedacht, daß ich nichts Unrechtes tue.“  
Karl überlegte eine Weile. Dann sagte er: „Gut! Ich will nichts gegen Sie unternehmen. Aber von der Wage müssen Sie fort.“  
Eckardt atmete auf.  
„Besten Dank, Herr Große. Ich werd' wieder froh sein.“  
„Das Abwiegen übernimmt Meister Streckeband. Wenn man Sie nach dem Grund der Minderung fragt, dann sagen Sie, daß Ihnen diese Arbeit infolge Ihres Alters und Ihrer schwachen Augen zu schwer fällt. Ich tue es auch. Also, Herr Eckardt, seien Sie vorsichtig, ich warne Sie.“  
„Ich . . . ich bin Ihn' ja so dankbar, Herr Große.“

Am nächsten Tage stand Streckeband an der Wage.  
Der Viehgroßhändler Wagner, der vierzig Schweine brachte, stupte, als er statt des alten Eckardt den Meister Streckeband an der Wage sah.  
„Nanu, is denn der alte Eckardt krank geworden?“  
„Neel!“ grinste Streckeband, der im Bilde war. „Den hat Herr Große an eine andere Stelle gesetzt. Seine Augen sind zu schwach. Er siehst die Zahlen immer so verkehrt.“  
Der Viehhändler wurde blaß vor Schrecken.





„Der . . . Große! Det is euer Betriebsleiter?“  
 „So is es, Herr Wagner. Det is 'n Junge! Aee, nich dran zu tippen. Da könn' wir Alten nich mit. An Augen hat der, Dunnerlichchen, die lehen im Dunkeln. Wissen Sie was, Herr Wagner, mir hat die Nacht geträumt, wir hätten hier 'n andern Großlieferanten. Au, wat meen Se?“

Wagner wurde immer unruhiger. Bei den letzten Worten erschraf er.

„Wat is'n passiert?“ fragte er ängstlich.  
 „Der Betriebsleiter weiß alles!“ sagte Streckeband.  
 Den Viehhändler überließ es heiß und kalt.

„Himmelkruzifix, was tu ich da? Was tu ich da?“  
 „Sie soll'n mal zum Betriebsleiter kommen, Herr Wagner,“ bemerkte Streckeband so nebenher. „Er will sich mit Ihn' mal über Ihre Gewichte unterhalten.“

Wagner stand unerschrocken. Dann sah er Streckeband förmlich lebend an: „Hundert Taler für 'n guten Rat, Meister Streckeband.“

Der Meister trat dicht zu ihm.  
 „Wenn ich Ihn' 'n guten Rat geben soll, denn . . . sagen Sie ihm die Wahrheit. Wie es war und ist, das sagen Sie ihm. Ihre Ware ist jut. Den bleiben Sie mit ihm und uns in Verbindung und liefern künftig vielleicht noch jute hundert mehr die Woche. Denn der Große, der macht ercht was aus dem Betrieb.“

Wagner nickte und stolperte vorwärts. Es war ihm sehr unbehaglich zumute, und er verwünschte zehntausendmal, daß er sich mit Steinide eingelassen hätte.

Er klopfte an Karls Komor und trat ein auf sein Herein.  
 „Morgen, Herr Große,“ sagte er gedrückt.

„Guten Morgen, Herr Wagner. Bitte, nehmen Sie Platz.“  
 Der Viehhändler ließ seine zwei Zentner langsam nieder.

Karl sah ihn durchdringend an und sagte dann kurz: „Herr Wagner, Ihre Schweine taugen nichts.“

Verdutzt sah ihn der Viehhändler an.  
 „Aber Herr Große . . . ich habe doch Klasse! Nur erste Wahl!“

Karl lächelte leicht. „Möglich! Aber sicher ist, daß alle Ihre Schweine 18 bis 25 Prozent verlieren. Können Sie mir dafür keine Erklärung geben?“

Wagner sah wie auf Kohlen.  
 Was sollte er antworten? Wie nur herausreden? Was bezweckte der Betriebsleiter überhaupt mit der Erklärung?

„Herr Wagner,“ begann Karl wieder, „die Firma Bolle & Sohn ist jetzt im Aufschwung begriffen. Wir hoffen, in einem Vierteljahr oder nach früher statt vierhundert rund achthundert Schweine zu verarbeiten. Würde es Ihnen nicht angenehmer sein, statt dreihundert sagen wir vier- oder fünfhundert in der Woche zu liefern?“

„Aber natürlich, Herr Große,“ stammelte der Viehhändler.  
 „Na, sehen Sie, Herr Wagner. Das habe ich mir gedacht, und das sollen Sie auch . . . aber unter einer Bedingung.“

Fragend sah ihn der Viehhändler an.  
 „Unter einer Bedingung, und zwar verlange ich von Ihnen, daß Sie mir reinen Wein einschenken über den Betrag, den Sie bisher mit der Firma Bolle getrieben haben.“

Hart kam es von Karls Lippen.  
 Wagner sah zu Boden.

Herr Wagner,“ begann Karl wieder, „wenn ich die Angelegenheit den Berichten übergebe, könnte das Ihr ganzes Geschäft ruinieren. Das will ich nicht, denn ich möchte mit Ihnen, d. h. mit Ihrer Ware, die gut ist, weiterarbeiten. Aber ich verlange, daß Sie mir reinen Wein einschenken.“  
 Wagner atmete auf. Er fühlte wieder Überwasser.  
 „Wem ist das Rechtgewicht zugute gekommen, das Eckardt natiert hat?“

„Herrn Steinide!“

„Aha! Und von wem ist der Betrug ausgegangen?“

„Von Herrn Steinide. Er drohte mir an, daß ich von der Lieferung ausgeschlossen würde, wenn ich ihm nicht wenigstens acht Prozent vom Umsatz gebe. Das wollte ich nicht, und drum habe ich eingewilligt.“

Karl nickte. „Und das werden Sie mir schriftlich geben, Herr Wagner.“

„Schriftlich?“ fragte der Händler entsezt.

„Ja! Ich verspreche Ihnen, daß ich nichts gegen Sie unternehme oder unternehmen lasse. Ich bin gewohnt, mein Wort zu halten.“

Nach etwa fünf Minuten hatte er die gewünschte Erklärung.

Er las sie aufmerksam durch.

Dann sagte er ernst: „Gut, Herr Wagner. Sie werden weiter liefern, aber prägen Sie sich ein, daß ein dauerndes und gutes Geschäft nur gedeiht, wenn es grundreell ist. Auf Wiedersehen, Herr Wagner.“

Wie ein begossener Pudel schlief der Viehhändler hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

## Waldblumen erzählen

Von Dr. h. e. K. Francé

Wer kennt nicht eine unserer schönsten Waldblumen: den Fingerhut? Auf Abtrieben von Fichtendeständen findet man am häufigsten diese herrlich blauen Blütenpyramiden. Sie sind mit das Schönste, was z. B. der Brocken dem Besucher zu bieten hat. Denn fast in Manneshöhe wuchern dort zwischen dem grauen Granit die leuchtenden Fingerhüte in zahlloser Menge, wenn sich auch „Glend und Schierke“ redlich bemühen, die freie, lebende Natur in „Tischblumen und Rajenschmuck“ zu verwandeln. Diese Blumenglocken sind aber nicht nur schön, sondern auch ein wahres Kunstwerk an verborgenen Sinn. Schon daß sie in knospendem Zustand himmelwärts blicken, daß aber ihr Stiel kurz vor dem Aufblühen eine Wendung macht, die bewirkt, daß nun die Glockenmündung nach abwärts sieht und der darin befindliche Blütenstaub vor schädlichem Regen geschützt ist, beweist das in der Pflanze wirkliche Leben. Die Blüten selbst sind durch ein Gift gegen Schnecken und Weidetiere geschützt. Die Blätter und Stengel enthalten, je näher dem Blütenstand, desto mehr „Digitain“. Dieses Gift übt auf das Menschenherz solche Wirkungen aus, daß man es seit vielen Jahrhunderten im Arzneischatz führt.

Die Blüte selbst ist auf Hummelbesuch berechnet — ein Kaffeehaus für Hummeln. Die Röhre der Blumentröhre

## Am Wege

Da liegen die Blumenleichen —  
 verdorret, weß und fahl  
 am Wege und flagen der Erde  
 stumm ihre brennende Qual.

Ählos entglitt den Händen —  
 der mühsam gesammelte Strauß;  
 vergessen, zertritten am Boden —  
 und Blüten und Glühen ist aus.

Hega Dornrode.



passen genau zu der Größe dieser Besucher; im Blüteneingang stehen steife Borsten, die zwar den Hummeln gestatten, sich anzukammern, die aber z. B. nachhaftigen und für die Zwecke der Blüte nur schädlichen Ameisen und Kleinfäsern wie ein Gitter den Eintritt verwehren. Im Innern der Röhre stehen Griffel, Staubfäden und ein großer Honigtropfen bereit. Den letzteren sucht die Hummel, aber um zu ihm zu gelangen, muß sie über die vier Staubblätter hinweg kriechen, die ihr Blütenstaub an das Pelzchen hängen. Besucht sie nun die nächste Blüte, dann empfängt sie immer wieder nur Blütenstaub, denn an einer Fingerhutpflanze blühen alle Staubfäden zuerst auf. Erst in älteren Blüten, also bei irgend einer Nachbarin, trifft es sich, daß der Staub schon abgeholt, aber nun die Röhre befruchtungsreif ist. Ohne daß der Hummelgast es weiß, vermittelt er in ihr die Befruchtung, denn sein blütenbestäubter Pelz kommt in einer solchen Blüte in Berührung mit der Karbe, deren Lappen sich weit auseinander spreizen.

Das Merkwürdigste aber kommt erst.

Es gibt genug Fingerhutpflanzen, denen der Hummelbesuch versagt war. Wochen von kaltem Regen und injektionsverheerenden Winden haben alle Besucher fern gehalten, und nun heißt es sterben, ohne seinen Lebenszweck erfüllt zu haben. Ein Mechanismus kostet allerdings ein und verkommt, wenn man ihn nicht benutzt. Ein lebendes Geschöpf stellt zwar Mechanismen her, ist selber aber mehr als ein solcher. Das beweist der Fingerhut durch seine Selbstbefruchtung. Er hat ein ganz einfaches Mittel dazu gewählt. Wenn die Blüte überreif geworden ist, löst sich die Glocke ab und gleitet, da sie ja nach abwärts hängt, mit den in ihr angewachsenen Staubfäden über die Befruchtung erwartende Karbe. Dadurch erfolgt deren Befruchtung nach dem Grundsatz: besser so als gar keine.

Ganz Ähnliches erreicht, nur mit einer anders kombinierten Handlung, die eigentliche Waldglockenblume, die so gern die Waldländer bewohnt. Auch die Glockenblumen lassen die Blumentröhre nach abwärts hängen und treten dadurch zahlreichen Kleingetier des Laubwaldes ein höchst willkommenes Obdach für Regentage und die Nachtstühle, um so mehr, als durch die Atmung der Blüte auch für eine behagliche Heizung vorgesorgt ist und es an Blütenhonig nicht fehlt. Man untersuche nur am Spätabend eines kühlen Sommertages so eine blaue Glocke; wie ein Straßenschilderhaus ist sie mit Gästen gefüllt, und immer noch schwirren und kriechen Kleinfliegen und schwarze Käferchen herbei. Auch verspätete Hummeln kennen diese Asyle für Obdachlose sehr wohl und suchen sie auf. Ergötliche und dramatische Szenen spielen sich dabei ab. Lustig ist es, wenn die Kleinen von dem großen Herrn mit den krallenbewehrten Hinterbeinen hinaus geschafft werden; die Hummel legt sich gewissermaßen ihre Stube rein. Ein kleines Drama im Blütengrund aber spielt sich ab, wenn sich Raubmörder und Begehrter eingeschlichen haben in Gestalt der grünen Springpinnen, die sich zunächst ducken und verstecken, bis sie den sicher gemachten schlaftrunkenen Gast rüchlings anfallen und mit vergifteten Kiefern morden können.

Die Glockenblumen lassen beim Auseinanderfallen der Blüten zunächst ihre Karben sich gleich einem Dreifuß spreizen. Um diese Zeit sind die Staubbeutel schon verblüht und haben ihren Staub an den Haaren hängen, die den Griffel wie mit einer Bürste umkleiden. Hier streifen ihn die Hummelbesucher ab. Wenn sie dann in eine ältere Blüte kommen, muß er aus ihrem Pelz unbedingt auf die sich breit machenden drei Karbenäste fallen. Erfolgt das nicht, dann wachsen diese Karbenäste so weit in den Grund der Glocke zurück, daß sie dort einen immer noch vorhandenen Rest von Blütenstaub abholen und sich selbst befruchten können.

Ich denke, daß diese Zeilen recht vielen jungen Naturfreunden vor Augen kommen und Frage gerade euch, meine jungen Freunde: Können ihr, nachdem ihr nun solche heimliche Lebensäußerungen, Sehnsüchte und Bemühungen der Blumen kennt, es von jetzt ab über's Herz bringen, sie bei diesem geheimen und liebenswürdigen Tun zu stören? Das wäre ja nichts anderes, als wenn ihr einem Vögeln, das ins Nest zu seinen Jungen zurückkehren will, die Schwingen brechen wollt. Wenn ihr so eine Glockenblume oder einen Fingerhut, überhaupt einen Strauß Waldblumen pflückt, dann habt ihr euch an hundert und aber hundert Leben verflüchtigt, vielen Sinn und Lebensfreude zerstört und Leid über harmlose Geschöpfe gebracht, deren feines und reines Dasein uns Menschen in hundert Dingen ein sinnvolles Vorbild sein kann und sein sollte. Im Augenblick, in dem ihr Blumen von ihrem Stengel gerissen habt, sind sie zwar nicht tot, aber schwer verwundet. Nun heben in ihnen Zuckungen und Krämpfe an, das Leben bäumt sich in ihnen auf gegen den nahenden Tod, und — wessen Herz würde das nicht ergreifen? — gerade solche aus ihrem Lebenskreis herausgerissene, dem Sterben geweihte Blumen im Wasserglase trachten sofort durch Selbstbefruchtung ihr bisheriges Leben der kommenden Generation zu übermitteln. Sie können ja nicht wissen, daß dieses nächste Blumengeschlecht niemals zum reifen Samen werden und ein neues Leben beginnen wird, sondern daß die verwelkten Blumen der Base in dem Mülleimer kläglich untergehen.

Wieviel mehr Freude hat man an Blumen, wenn man sich ihrer in ihrem freien Leben auf der Waldwiese und im Hag erfreut und das sinnvolle Wort zu erkennen trachtet, das jede von ihnen, und zwar jede auf ihre eigene

Weise, in dem großen Zauberspruch des Waldes zu sagen hat. Ein Lesebuch tut sich da dem sinnigen Menschen auf, das er niemals auslesen kann. Und jeder Spaziergang im Walde hat ihm neue und immer fesselndere Geschichten zu erzählen, denn je besser man sie versteht, desto spannender, geheimnisvoller, ja tatsächlich mystischer werden sie, bis sie in dem höchsten aller Mysterien, im Gottesgeheimnis selbst münden.

## Die alte Markedenterin

Von „KleinStadtgeschichten“ von Ludwig Palmee

In einer engen Gasse unserer Kleinstadt Sch. betrieb der Vater jeder einen Kaffee- und Weinhandl. Behäbige Bürger saßen dort an Sonntagen und tranken ihren Schoppen Wein oder — wenn das Geld rar war — auch Apfelmost. Das war in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts. Der Gesprächsstoff dieser Gäste drehte sich zumeist um lokale Angelegenheiten, um das Wetter und die Landwirtschaft, denn selbst die kleinen Handwerker in der Stadt hatten jeder ein wenig Feld. Es war kurz vor dem Krieg 1866. An den Wochentagen war die Bäderwirtschaft ziemlich leer, nur ab und zu zeigte sich ein reisender Handwerksbursche, der einen Schnaps trank und ein Stück erbetteltes Brot dazu verzehrte.

Der obere Stock des Hauses war an allerlei Leute vermietet. Da wohnte z. B. der Schuhmacher Strobel, der einen klugen Star besaß, welcher ziemlich deutlich den Sach pfeifen konnte: „Hui, Dieb, der Schneider isch 'a Fudabiehl!“ Dieser Wundervogel brachte dem Schneider manchen Kunden ein, da jederman sich von dessen Sprachkenntnis oder vielmehr Sprechvermögen überzeugen wollte und bei dieser Gelegenheit Arbeit ins Haus brachte.

Aber eines Tages kam von ungefähr eine Kage in die Stube und stürzte sich alsbald auf den klugen Star, welcher mörderisch schrie. Meister Strobel schenkte von seinem Sitze auf und suchte das Leben seines berühmten Vogels zu retten, indem er der Kage mit einem Kehrstock zu Leibe ging. Aber das Unheil süchtete mit ihrem Raube unter eine Kommode, und ebe der brave Schuster nach einem Stoß gegriffen hatte, um sie hervorzujaugen, hatte sie dem armen Stärlein den Hals umgedreht. Allerdings schug sie Meister Strobel hernach halb tot, aber damit konnte der Vogel nicht mehr lebendig gemacht werden.

Auf demselben Boden wohnte ein altes Weiblein mit Namen Jakobine Flügler. Sie war einst Markedenterin bei der Armee des Kaisers Napoleon. Dieses alte, verkümmerte Weiblein, das Sommer und Winter hindurch ein wellgestrichtes, schwarzgelbes Umhangstuch über Brust und Rücken trug, bemohnte ein auf einen düsternen Hof hinausgehendes Zimmer. Ihr Möbement war recht dürftig, doch hing an den Wänden einige Schlachtenbilder aus den napoleonischen Feldzügen, ebenso eines, das den „großen Kaiser“ zu Pferde, inmitten seiner Marschälle, darstellte. — Man hieß das Weib „die alte Flüglerin“, und jederman kannte sie. Vor vielen Jahrzehnten war sie in der Stadt aufgetaucht, hatte etwas Geld mitgebracht, das aber längst zur Feige gegangen schien, denn sie bezog einige Unterhütungen aus der Armentasse zu den dürftigen Einnahmen, welche sie durch Strickarbeiten verdiente.

Niemand wußte, daß dieses unscheinbare Weiblein, das, wenn man sie reizte, fluchen konnte wie ein Türke, einen alten Leberbentel mit 10 Napoleondor besaß, den sie sorglich verwahrt hielt. Aber das wußte man, daß sie in der Schlacht bei Waterloo ihr einziges Kind, einen kleinen Knaben, verloren hatte. Im Tumult und Gebränge während der Flucht vor den Preußen und Engländern kam ihr der Knabe abhanden. Sein Vater, ein Sergeant, war schon vorher gefallen und sie hatte sich mit ihrem Kinde und dem Markedenterlarren zu den napoleonischen Truppen gehalten, bis sich alles in wilder Flucht auflöste. Nach vielen Kreuz- und Querzügen und rastlosem, aber vergeblichem Suchen nach dem verlorenen Kinde, kam sie in unsere kleine Provinzstadt, wo sie sich, ermüdet vom langen Umherirren, endlich häuslich niederließ. Sie war eine Deutsche, aber ein edles Soldatenweib, wie es damals mehrere gab, die den Truppen auf dem Fuße folgten. Und nun war sie in diese schmalen, kleinstädtischen Verhältnisse geraten, wo sie sich eigentlich nicht wohl fühlte.

Eine oder die andere Frau aus der Nachbarschaft besuchte sie ab und zu, und zuweilen erzählte dann die „alte Flüglerin“ von der „ruhmvollen Armee“ und dem von ihr hochverehrten „großen Kaiser Napoleon“. Sie erzählte von den Strapazen der Feldzüge, von Schlachten und Marschen in ganz Europa herum. Wenn sie dann begeistert und mit erhobener Stimme von alledem gesprochen hatte, konnte sie plötzlich, des verlorenen Sohnes denkend, in tiefe Traurigkeit versinken. — Einmal glaubte sie, eine Spur von dem Kinde gefunden zu haben, in Hamburg, doch erwies sich diese Annahme als Irrtum. Aber sie hoffte immer noch auf das Wiederauftreten des verlorenen Sohnes, und es schien, als sei diese Hoffnung ihr Lebensziel, denn sie trostete allen Anstrengungen von Krankheit und Alter. — Doch die Jahre kamen und gingen, und alle offenen und heimlichen Erdkundungen nach dem Verbleib des verlorenen Kindes waren vergeblich.

Man sollte nun meinen, daß eine stille Resignation über das heimliche Weiblein gekommen wäre, aber weit gefehlt! Es begab sich nämlich, daß eine Jüngerin des Weges kam und auch ihre Wahrheitskunst ausübte. Und sie prophezeite dem Weibe, daß sie vor ihrem Ende noch eine große Freude erleben werde. Was anders konnte das sein, als das Wiederfinden ihres verlorenen Sohnes? Also sie hoffte und harrete. Aber eines Tages erkrankte sie heftig und fühlte ihr Ende herannähen. Eine mitleidige Nachbarin nahm sich der Verlassenen vorübergehend an, doch düderte die Kranke nicht, daß man ihr Bettstroh ausschüttelte. Ihr Lager war armelig, eine Strohhütte, über die ein Leppich gelegt war, und ein weiterer Wollteppich zum Zubeden.

So lag sie denn in einer Art von Zehrfieber und ihre Flurnachbarin sah, daß die Kranke augenscheinlich ihrer Auflösung entgegenging. So entschloß sich denn erstere, dem Diakonus hievon Anzeige zu machen, damit er die Kranke mit den Tröstungen der Religion versehen. — Der geistliche Herr säumte denn auch nicht lange, jedoch die Kranke erwies sich für allen geistlichen Zuspruch unzugänglich. Ja, sie jagte den Pfarrer mit Flüssen von ihrem Bette, und sie erklärte, sie glaube nicht an den „Lieben Gott“, denn wenn er existierte, hätte er nicht geduldet, daß sie ihr Kind verlor. Ob solcher Verstocktheit entsezte sich der geistliche Herr, gleichfalls aber beschloß er, der Kranken eine tüchtige Pflegerin zu schicken, und er ging von ihr, als eben der Abend dunkelte.





Drumten in des Bäckermeisters Gaststube saßen einige behäbige Handwerksmeister bei einem Dämmerhappchen. Sie hatten zuvor ein Bezer eingekommen und waren dann sitzen geblieben, denn die Arbeit pressierte nicht so. Wozu waren denn die Gesellen da, wenn der Meister sich nicht mal einen gemüßlichen Schwaig leisten durfte? Da betrat ein fremder Wanderer die Gaststube. Er sah fast aus wie ein fahrender Schüler von ehemals, trug ein düstiges Ränzlein und eine Art polnischen oder ungarischen Rock mit Borten und Schnüren, der jedoch sehr abgetragen und fadenförmig ausah. Dieser fremde Geselle setzte sich bescheiden in eine entlegene Ecke und ließ sich ein Glas Apfelmost reichen, von welchem er langsam schlürfte und dazu eine altbackene Brotkruste verzehrte.

Da trat der Wirt, von draußen kommend, in die Stube und teilte den Gästen die Neuigkeit mit, daß die „alte Flüglin“ im Sterben liege. Eben sei der „Paffe“ oben gewesen, derselbe müsse aber übel empfangen worden sein. Hierauf knüpfte sich an diese Neuigkeiten ein Gespräch über die Person und die Schicksale des alten Weibchens, und der Wanderbursche forderte ein wenig hin. Da vernahm er denn von der Sehnsucht des Weibes, nach ihrem verlorenen Sohn, und weil er selber gewissermaßen auch so ein armes heimatloses Menschenkind war, das sich mit einer reisenden Schauspielertruppe lange Zeit herumgetrieben hatte, und da er wußte, daß in weiter Ferne ein Mutterberg sich um ihn sorgte, gränzte und nach ihm sehnte, so beschloß er, hier eine Gostrolle zu geben und diesem alten, kranken Weibchen eine Freude zu machen.

Eben disputierten die Anwesenden darüber, ob die Sterbende nach ihrem Hinscheiden wohl ein „christliches Begräbniß“ erhalte oder ob ihr Leichnam der Anatomie in T. zugeführt werde, wie es demal leider üblich war bei einjamem armen Leuten, die kleinerlei Geldmittel hinterließen. Und die Leute waren sich darüber einig, daß wenn nicht von mitleidigen Freunden oder Nachbarn für das Begräbniß eine Kollekte veranstaltet werde, die „alte Flüglin“ eben auf die Anatomie geliefert werde.

Der Fremde trank seinen Schoppen aus, zahlte mit einigen Kupfermünzen und erhob sich. Er verließ die Schankstube und stieg die linke, steile Treppe empor. Als er oben angekommen war, hörte er aus der Stube des Schüßlers Ströbel gewichtige Sammerschläge. Der Meister klopfte Sohlenleder. Hier konnte also die Kranke nicht wohnen. Am Ende des dunklen Korridors war noch eine Türe. Der fremde Wanderer öffnete sie. „Grüß Gott Mutter!“ sagte der Fremdling, indem er einige Schritte vorwärts tat und sich dem Lager der Greisin näherte. Die Alte richtete sich mühsam empor, ihre Züge waren geisterhaft. Sie streckte die mageren Arme nach dem Fremdling aus, und es überkam sie eine seltsame Freude.

„Mein Eduard! Mein lieber Bub!“ rief sie mit schriller Stimme, und ihre zitternden Hände griffen nach dem so plötzlich Auftauchenden. Dann sank sie entkräftet wieder auf ihr Lager zurück. Der Fremdling streichelte ihr sanft die Wangen und Hände, dann sagte er: „Ja, Mutter, ich bin bei Dir. Ich bin weit, weit hergereist und habe Dich lange gesucht!“

Ein glückseliges Lächeln verklärte die Züge der Sterbenden, dann aber griff sie heftig unter ihr Kopfkissen und holte unter dem Beistroh hervor den alten Lederbeutel, in dem sie ihren Schatz aufbewahrt hatte. Sie drückte denselben dem Fremdling in die Hand und sagte: „Da, nimm, das ist dein Erbe! Nehm' aber laß mich schlafen!“ — Der Wanderbursche wollte unwillkürlich den Beutel zurückschieben, denn es wandelte ihn eine Scheu an, dem alten Weibchen ihre Sparspennige oder Groschen abzunehmen, aber die Sterbende sagte nochmals mit erlösender Stimme: „Nimm's an Dich, es ist Dein Erbe!“ Dann war sie tot. — Als der Fremdling sah, daß die Greisin ausgestirbt hatte, drückte er ihr sanft die Augen zu, steckte den erhaltenen Beutel zu sich und entfernte sich geräuschlos. Es graute ihm fast in der stillen Kammer, in die der Tod eben seinen Einzug gehalten hatte. Unten auf der Treppe begegnete ihm die Pflegerin, die der Geistliche geschickt hatte und die nun nicht mehr sonnig war. Er huschte schweigend an ihr vorbei. Dann verließ er das Haus und erreichte bald einen zwischen Zäunen und Feldrainen hindurchführenden Weg, der ziemlich einsam lag. Eben begann die große Glode vom nahen Kirchturm ihr Abendgeläute. Nun zog er den Beutel aus der Tasche und prüfte dessen Inhalt. Mit Staunen sah er die zwölf blanken Goldstücke. So viel Geld hatte er noch nie beisammen gehabt! Es überkam ihn eine tiefe, dunkelbare Rührung, denn er war kein schlechter Mensch, und unter anderen Umständen hätte er sich geschaut, einem armen alten Weibchen die lang behielten Goldstücke abzunehmen. Nun aber die dissherige Eigentümersin tot war, und dieselbe ihm vor ihrem Abscheiden den Beutel in die Hand gedrückt hatte, glaubte er doch ein gewisses Anrecht auf deren ihm aufgedrungene Hinterlassenschaft zu haben, wenigstens die Schenkung unter dem Einfluß eines Tertiums gefah. Er gedachte seines heimatlosen Umhertrens, der fernem Mutter, die sich um ihn sorgte und bangte, und die er schon so lange ohne jede Kunde über sein Ergehen gelassen hatte. Und er beschloß, mit dem erhaltenen Gelde heimzukehren.

In der nächsten Großstadt ließen sich die alten Goldstücke schon gegen landläufige Münze umwechseln. Davor war ihm nicht bange. So versteckte er denn seinen Schatz in der inneren Rocktasche und begab sich in eine Herberge. Seine mitgebrachte Barkhaft reichte gerade noch zu einem bescheidenen Imbiß und Nachtlager. Am andern Morgen schrieb er in der Herberge folgenden Brief:

„Gehörter Herr Stadtpfarrer!

Beiliegenden Napoleonsdor spendet ein ungenannt sein wohnender Geber zum Begräbniß der am gestrigen Abend verstorbenen alten Frau Flüglin, mit dem Wunsche, daß andere mitleidige Hände das etwa noch Fehlende zulegen möchten. Um sachgemäße Verwendung bittet  
A. R.“

Das Schreiben steckte er in einen Umschlag und begab sich zum Pfarrhause, wo er der ihm die Türe öffnenden Magd den Brief übergab mit der Weisung, ihn sogleich dem Herrn Pfarrer zu bringen. Der geistliche Herr, der gerade seinen Morgenkaffee trank, war nicht wenig erstaunt, als er den Inhalt des Briefes überflog und das blanke Goldstück in Händen hielt. Aber ein Lächeln ging über seine Züge, und er sprach leise für sich: „Ja, es soll also geschehen!“

Der fremde Wanderbursche aber schritt rüstig seines Weges fort, durch grüne Felder, die obstbaumbestandene Landstraße entlang, zur nächsten Kreisstadt, wo er dann mit Hilfe seines Schatzes, den ihm das alte Weibchen aufgedrungen, gar bald eine vorteilhafte Wandlung seines Aussehens erzielte, und mit dem festen Vorsatz, allen phantastischen Plänen zu entsagen, einem geordneten Leben, das er der eigenen alten Mutter widmen wollte, zueilte.

Das alte Markenderweibchen erhielt ein christliches Begräbniß, und weil es sich in der Stadt herumgespröhen hatte, daß ein „fremder Herr“ eine ansehnliche Summe hierfür gestiftet habe und daß derselbe geheimnisvoll aufgetaucht und ebenso wieder verschwunden sei, so glaubten viele Leute, daß dies der verlorene Sohn der alten Flüglin gewesen sei, der nur kein Aufsehen machen wollte. Sie waren dabei ebenso irrümlicher Meinung wie das sterbende Weibchen es war, über dessen letzter Ruhestätte nun schon längst Gras gewachsen ist. Aber im Grunde genommen kommt es nicht so sehr darauf an, was wir in Wirklichkeit erleben, sondern darauf, was wir zu erleben glauben. Ein beseligendes Wähnen ist oft besser als eine leidige Tatsache. Der Verfasser dieser Kleinstadtpisode hat in seinen „Unbenannten“ die „alte Flüglin“ wohl noch gekannt, und kann sich noch lebhaft des verkrüppelten Mütterchens erinnern, das so lange vergebens auf den verlorenen Sohn wartete. Hoffen wir, daß in der Ewigkeit ihr Glaube Erfüllung fand.

## Der brave Mohammed und die sieben Mädchen

p. Es war eine Witwe, die hatte dem Herrn über Himmel und Erde gelobt, bevor sie sich das zweite Mal verheiratete, einem Sohn den Namen Mohammed zu geben. Allah hatte ihr Gebet erhört, sie schenkte einem Knaben das Leben und nannte ihn den braven Mohammed. Der Junge wuchs zur Freude seiner Eltern heran, er war tüchtig in seinem Berufe und hatte bald so viel verdient, daß er daran denken konnte, sich eine Frau zu nehmen. Dem Vater und der Mutter tat es leid, den Sohn zu verlieren, sie versuchten es, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Es gelang ihnen auch, der junge Mann ließ sich für kurze Zeit umstimmen. Eine Tages aber träumte ihm, daß ein Mann folgende Worte zu ihm gesprochen: „Steh auf, und geh nach Bagdad, dort wirst du die Frau für dich finden!“ Da ließ sich der brave Mohammed nicht mehr halten, am nächsten Morgen schnürte er sein Bündel und machte sich auf, in Bagdad die Frau zu suchen, die für ihn pakte. Als der Muezzin die Gläubigen zum Gebet rief, kam er eben in der Stadt an. Vor den Toren begegnete er einer Frau, der er seinen Traum erzählte. Sie hörte ihm ruhig zu und reichte ihm dann sieben kleine, silberne Dosen, die sie in der Hand gehalten hatte. Und sie sprach: „Nimm diese Dosen, in einer von ihnen wirst du das finden, was du suchst. Deren Inhalt dir am besten gefällt, die sollst du haben.“ Darauf verabschiedete die Frau aus den Augen des braven Mohammed. Voll Staunen betrachtete er die kleinen silbernen Behälter und begann sie zu öffnen. Bei dem ersten erschien ihm ein Mädchen und sprach: „Ich habe Hunger und Durst!“ Er schloß den Deckel wieder und öffnete den zweiten. Wieder erschien ein Mädchen, welches Kleider und Schmuck begehrte, ein drittes wollte einen Palast und Dienerschaft. Eines verlangte kostbarere Dinge als die andere. Der brave Mohammed war schon mutlos geworden, traurig öffnete er noch die siebente Dose, glaubte aber nichts mehr Gutes zu erfahren. Doch sollte er sich getäuscht haben. Bei der letzten Dose erschien ein Weib so schön wie die Sonne am Himmel und so rein wie die Quelle, die aus dem Felsen springt. Nun wartete der brave Mohammed, welchen Wunsch die Schöne äußern würde, das Mädchen aber sprach nichts, es blieb ruhig. Da fragte er: „Bist du hungrig oder durstig? Willst du Kleider oder Schmuck? Oder soll ein Palast dein eigen sein?“ So führte er jeden Wunsch an, den die anderen Mädchen geäußert hatten; auf seine Fragen erhielt er jedoch folgende Antwort: „Wenn du hungrig oder durstig bist, dann bin ich es auch, wenn du Kleider oder Schmuck willst, dann will ich auch etwas davon. Ich will das, was du willst!“ Da freute sich der brave Mohammed und sagte: „Du bist eine Frau, wie ich sie gewünscht, und mit Allahs Wille wirst du mir gehören.“ Darauf führte er das Mädchen in seine Heimat, um es den Eltern zu zeigen. „Sieh, Vater“, jagte er, „ich habe die Frau, die ich gewünscht, nun kann die Hochzeit gefeiert werden.“ Troßdem die Leute nicht reich waren, boten sie doch alles auf, um diesen Tag dem jungen Paar unvergesslich zu machen. Glücklich lebte der brave Mohammed mit seiner Frau, die ihn stets zufrieden stellte. Wie sie es gesagt, so war es auch: „Ich will das, was du willst!“ Sie fügte sich seinen Anordnungen. Alles war gut gegangen, bis er sich eines Tages mit seinen Eltern entzweite. In seinem Zorn jagte er: „Gott, du bist allmächtig, hilf mir und verwandle mich in einen Vogel, damit ich in den Himmel fliegen kann!“ Sein Wunsch wurde erfüllt, bald flog er als fohlhwarzer Rabe von dem stachen Dach seines Elternhauses in die Wolken hinaus. Doch täglich kam er und schrie:

„Mein Weib, ach kannst du mir sagen

Wirst du's im Haus des Vaters ertragen?“

Weinend antwortete die Frau:

„Ich schlafe wie ein Hund auf bloßer Erde,

Gott sieh mir bei, daß es einst anders werde!“

Da war der Mann traurig und flog wieder hoch in die Wolken, wie er es am Anfang getan. Er kam jeden Tag, und jedesmal wurde ihm auf seine Frage die gleiche Antwort gegeben. Eine Nachbarin, die öfters in das Haus der Eltern kam, erkundigte sich nach dem Verbleib des Sohnes. Da erzählte die Mutter alles, was sich zugetragen, auch die Antwort, welche die junge Frau ihrem Gatten gab. Die Nachbarin war eine sehr geachtete Frau und meinte nach kurzem Bedenken: „Wo schläft die Frau

eures Sohnes?“ Die Mutter antwortete: „Von dem Tag, an welchem er weggegangen, bis jetzt, schläft sie auf der bloßen Erde.“ „Das sollt ihr nicht tun“, sagte die Nachbarin, „die junge Frau ist eures Sohne ein wertvolles Gut, es wird ihn betrüben, wenn ihr sie leiden laßt. Stellt ihr auf das Dach eures Hauses ein feines Bett, gebt ihr seine Daunepolster und eine Kaschmirdecke. Wenn euer Sohn dann kommt und das sieht, wird er sich freuen und wieder zu euch zurückkommen.“ Die Mutter befolgte den Rat der klugen Nachbarin. Als nun wieder der Rabe geflogen kam und die gewohnte Frage stellte, da erwiderte seine Frau:

„Ueber mir ist weiche Seide,  
und mein Kopf auf Daunem ruht,  
Glaube nicht, daß ich hier leide,  
im Haus der Eltern ist es gut.“

Da war der Rabe froh, schlug mit den Flügeln und war wieder ein Mensch. Lange war es ihm noch vergönnt mit den Eltern zu leben, da Gott ihnen ein hohes Alter schenkte und sie so im Kreise ihrer Enkelkinder glücklich waren.  
Khadiga Hafi, Wien.

## Buntes Allerlei

### Mutterliebe

Ein tragisches und rührendes Beispiel von Mutterliebe einer Hündin vereint mit der Treue und Anhänglichkeit an ihren Herrn wird aus Westfalen berichtet. Aus einem kleinen Landstädtchen begab sich ein Landwirt mit seinem Fuhrwerk zur Abholung von Baumaterialien nach einem 25 Kilometer entfernten Ort. Seine Hündin war sonst sein ständiger Begleiter, dieses Mal aber ließ er sie zu Hause, weil das Tier Mutterfreuden entgegen sah. Aber als der Bauer, an seinem Ziel angelangt, seinen Wagen bereits vollbeladen hatte, erschien plötzlich der Hund und legte sich zu den Pferden, die im Stall eines Gasthauses untergestellt waren. Das Tier hatte die Spur seines Herrn gefunden und war den weiten Weg nachgeleitet. Als sein Herr einige Zeit später wieder anspannen wollte, sah er, daß der Hund inzwischen sieben Junge geworfen hatte. Da auf dem Wagen kein Platz mehr war, bat der Bauer den Gastwirt, den Hund mit den Jungen da zu behalten, da er sie bei seinem nächsten Hiersein mit nach Hause nehmen wollte. Nicht wenig überrascht war der Landwirt, als er am nächsten Morgen seinen Stall betrat und den Hund mit seinen Jungen hier liegen sah. Die Kleinen waren alle wohl auf, die Mutter aber war tot. Vierzehnhalt hatte das arme Tier den 25 Kilometer weiten Weg, also 350 Kilometer in einer Nacht zurückgelegt, um ihre Kleinen nach Hause zu bringen.

### Zehn Gebote für Badende

Überall in Flüssen und Seen blüht der Schwimm- und Badesport. So erfreulich dies im Interesse der Volksgesundheit und Erziehung der Jugend auch ist, so erschreckend ist andererseits die Tatsache, daß die Badeunfälle ständig zunehmen. In den weitaus meisten Fällen führen die Badenden das Unglück durch ihre eigene Unvorsichtigkeit herbei. Es gibt bestimmte Regeln, die sie auswendig lernen sollten, um sie mechanisch befolgen zu können. 1. Man soll nicht zu lange im Wasser bleiben. Wer schwimmt, kann sich eine längere Badezeit leisten als der Nichtschwimmer, da durch die Anstrengung des Schwimmens der Körper warm bleibt. Das erste Frösteln ist aber für alle das Zeichen, daß der Körper jetzt genug hat und daß es hohe Zeit ist, an Land zu gehen. 2. Man soll nie unmittelbar nach dem Essen ins Wasser gehen, sondern etwa ein bis zwei Stunden warten. 3. Man soll nie ganz allein an einsamen Stellen baden. 4. Wenn man an einer Stelle badet, deren Bodenverhältnisse man nicht kennt, soll man sich von seinem Begleiter an einen Strick nehmen lassen, den man sich um den Leib legt. Während man das Terrain erprobt, muß der andere den Strick halten. 5. Vor dem Baden soll man die Nase gut reinigen, damit man leicht atmen kann. 6. Veridet man an Ohrschmerzen oder ist man schwerhörig, so tut man gut, Watte in die Ohren zu stecken. 7. Man soll nie weit hinausschwimmen, wenn der Wind von der Landseite kommt, da es oft schwierig ist, gegen den Wind wieder ans Ufer zu schwimmen. 8. Man soll nie baden, wenn man von einer körperlichen Anstrengung, wie zum Beispiel vom Laufen, Radfahren oder dergleichen außer Atem ist. 9. Nach jedem Bade muß man sich gut frottieren, besonders an kühlen Tagen. 10. Ist der Boden steinig, muß man beim Schwimmen vorsichtig sein. Bader man also mit Vernunft, wird man keinen Schaden zu befürchten haben. Wünschenswert ist aber, daß jeder Badende auch darauf achtet, daß die mit ihm zusammen Badenden die gleichen vernünftigen Methoden befolgt. Es will alles erlernt sein, auch das richtige Verhalten bei einem Sport.

### Tier-Intelligenz

Im Kreise Pfalz wurde eine Dorfhochzeit gefeiert. Man sah beim Schmause, als laut bellend der Haushund in das Zimmer stürzte, auf den Hochzeitsvater zusprang, ihn an die Türe zu locken suchte und dann wieder die Stiege auf und herunter sprang. Man urteilte alsbald aus dem auffälligen Benehmen des Tieres, daß irgend etwas geschehen sein müsse, ging ihm nach, was ihn sehr zu befriedigen schien, und bemerkte auf dem oberen Flur plötzlich Brandgeruch. Es war ein Korb mit alter Wäsche auf unerklärliche Weise in Brand geraten. Der Geruch strömte durch die Türriihen. Das Zimmer war schon fast ganz verqualmt. Hier schliefen zwei kleine Kinder, die nun gerettet werden konnten, ohne die Intelligenz des treuen Hundes aber sicher erstickt wären.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Ludwig Paul.

Die gleich wichtige Rolle wie die Nahrungsmittel selbst spielen in unserer Ernährung die Genussmittel. Sie erst machen die Speisen schmackhaft. Was aber schmeckt, bekommt auch. Es ist darum kein Wunder, daß sich die bekannte Maggi-Würze so allgemeiner Beliebtheit erfreut. Denn nur wenige Tropfen, erst kurz vor dem Anrichten zugefügt, erhöhen Aroma, Wohlgeschmack und bessere Ausnutzung der damit vollendeten Gerichte.

**Kochen Sie MAGGI'Suppen!**  
Das spart Mühe, Zeit und Geld.  
Viele Sorten.



Stadtgemeinde Calw.

Zu dem am nächsten Mittwoch, den 13. August 1930 stattfindenden

**Pferde-, Vieh- und Schweinemarkt**



ergeht Einladung.

Die üblichen gesundheitspolizeilichen Vorschriften sind einzuhalten. Die Schweinehändler haben bis zur Vornahme der tierärztlichen Untersuchung der Schweine bei ihren Körben und Kästen zu bleiben, welche vor der ärztlichen Untersuchung nicht geöffnet werden dürfen.

Calw, den 6. August 1930.

Stadtschultheißenamt: S. V. Sonnwald.

**Hirsch-Café**

Altensteig — Inhaber Fritz Flaig

Eis!



Eis!

Achtung! Gelegenheit!

**ca. 250 Elektro-Motoren**

für Gleich- und Drehstrom von 1/2-70 PS staunend billig zu verkaufen. Verlangen Sie Angebot.

„Sümag“

Frankfurt am Main, Friedberger-Landstraße 98.

Altensteig

Verkaufe zwei fast neue

**Ginspänner-Leitertwagen**

Louis Kappler zum „Grünen Baum“.



**Briefpapier**

in Mappen und Kassetten

**Schreibunterlagen**

**Schreibmappen**

sowie alle sonstigen

**Schreibmaterialien**

empfiehlt in reicher Auswahl die

W. Rieker'sche Buchhandlung

Altensteig L. Lauk

**Mädchen-Gesuch.**

Ein Mädchen im Alter von 16 Jahren, das schon gedient hat, sucht in einem Haushalt in Altensteig eine Stelle.

Angebote an die Geschäftsstelle des Blattes erbeten.

**Altensteig Metzgerlehrling gesucht.**

Kräftiger, aufgeweckter Junge kann sofort eintreten bei Lander zum „Rößle“.

Ein geordneter Junge sucht

**Lehrstelle**

in irgend einem Beruf. Anmeldungen an die Geschäftsstelle des Blattes.

**Motorrad**

Wanderer, in Zustand, äußerst billig zu verkaufen bei

Paul Beck, Eisenhandlung Ludwigsburg Wartenslebenallee 13.

**Sie müssen sparen,**

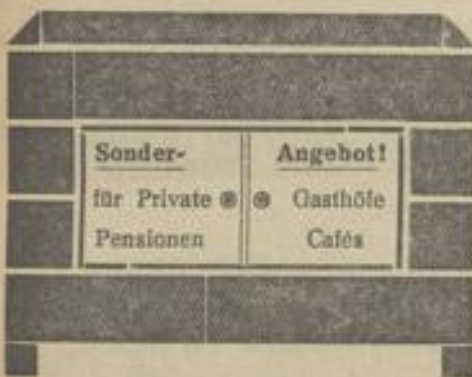
Sowohl aber am rechten Fleck sollen Sie sparen, ja nicht an der Gesundheit. Sani Drops sparen Ihnen viele Tage der Krankheit, denn sie machen die Bahn frei

**für die Gesundheit.**

Zeugnis: „Dah ich wieder ganz auf der Höhe bin kann ich nur Ihren Sani Drops verdanken“.

1 Kurpackung für 1-2 Monate kostet RM. 3.20.

Zu haben in den Apotheken von Altensteig, Nagold und Pfalzgrafenweiler.



**Beachten Sie**

das für jedermann

**günstige Angebot**

**Grammophon-Apparate**

billiger

Diese in vielen Fällen unentbehrliche Hausmusik machen wir jedem möglich

**Schrankapparate**

(Kassette Selbstauswahl.) jetzt nur noch RM. 120.-, 150.-, 190

**Tischapparate**

(Elektro) RM. 55.-, 105.-, 110.-.

**Kofferapparate**

(Elektro) RM. 60.-, 90.-.

Labellose und gediegene Ausführung — Verrichtung und Vorführung jederzeit unverbundlich

Ferner ein Auszug aus unserer reichen Auswahl an Grammophon-Platten. Preislagen RM. 3.50, 5.-, 7.50

NEU! Platte „Kristall“ Durchmesser 25 cm nur RM. 2.-

- Wenn der weiße Flieder wieder blüht
- Bier Worte müßt' ich die nur sagen
- Schlaf ein, mein blond Engelchen
- Die Zirkusprinzessin
- An der schönen blauen Donau (Walzer)
- Wein, Weiß und Gesang (Walzer)
- Rigoletto
- Der Troubadour
- Im Meer, von Schubert
- Der Zarewitsch
- Friederichs Reg
- Alte Kameraden-Marsch
- Der Zigeunerbaron
- Bilgerchor aus Tannhäuser
- Das Koblenzer Ed
- Berbotener Gesang

- Ich hab eine kleine braune Mandoline
- Du bist das süßeste Mädel der Welt
- Ich hab' bei der Trude das Küssen studiert
- Regenwiegenlied
- Ungarische Weisen
- Ich glaub nie mehr an eine Frau
- Leutnant warst Du einst bei den Husaren
- Drei Musketiere
- Träumerei
- Bilgerchor aus Tannhäuser
- Merke! Schwäbisches
- Liebeswalzer
- Grüß' mir mein Hawaii
- Für Dich allein
- Heute Nacht eventuell
- Heber's Meer grüß ich Dich

W. Riekersche Buch- u. Musikalienhandlung, L. Lauk, Altensteig

**Hochzeitskarten**

und

**Verlobungskarten**

fertigt schnell und billig in sauberer Ausführung die

W. Rieker'sche Buchdruckerel  
Telephon 11 Altensteig Telephon 11

Empfehle

**Ia. Spezial Mullmehl**

Weizenauszugsmehl „Neckargold“ in 5 u. 10 Pfd.-Säcken, Brotmehl, Futtermehl, Kleie, Leinmehl, Mais- und Maismehl, Sojaflocken, Erbsenmehl, Weizen und Gerste, Plata-Haber, Torfmelasse, Malzkeime, Fischmehl, Rälbermehl, Speise- und Viehsalz, Darrmalz für Brenner, Futtermehl künstliche Düngemittel.

Ferner bringe mein **Weinlager** in empfehlende Erinnerung.

**W. Schnierle, Altensteig**



„Das Hühnerauge sitzt aber tief“  
Und sitzt es noch so tief,  
„LEBEWOHL“  
holt es heraus“.

Hühneraugen-Lohewohl und Lohewohl-Ballen-selben Blechdose (8 Pflaster) 75 Pfg. Lohewohl-Fußbad gegen empfindliche Füße und Fußschweiß-Schachtel (2 Bäder) 50 Pfg., erhältlich in Apotheken und Drogerien. Sicher zu haben bei Fr. Schlumberger, Schwarzwald-Drog., Poststr. 250

